

# MIX

**MAGAZIN FÜR VIELFALT  
GRAUBÜNDEN**

**Zutritt erwünscht?** *Die Kulturwelt muss sich für die diverse Gesellschaft öffnen*

## **Schlüsselmomente**

*Wenn es bei der beruflichen Integration Klick macht*

**Lebensnah** *Gemeinsam mit Jennischen campieren*

## Inhalt

### EDITORIAL

#### NACHGEFRAGT

3 Schauspielerin Ursina Lardi über unvertraute Rollen

#### THEMA

4 Zutritt erwünscht?

*Die Teilhabe am Kunst- und Kulturbetrieb kann voller Widerstände sein. Immer mehr Institutionen sind sich dessen bewusst → Seite 4*

8 Seraina Rohrer von Pro Helvetia über die Strategien der Schweizer Kulturstiftung

10 Eine Frage der Perspektive

#### KANTON GRAUBÜNDEN

12 Lokaltermin: Geflucht wird in der Muttersprache

14 Fachstelle Integration: Mit der Motorsäge zum Vertrauen

16 Engagiert: Voller Elan aus der Durststrecke

#### DÉJÀ-VU

17 Wenn Viren reisen

*Der Reisepass entscheidet, wem welche Türen offenstehen – erst recht in verunsicherten Zeiten → Seite 17*

#### MIXER

17 Carte blanche für Christian Stalder

#### LEBENSNAH

18 Nächster Halt Rania

*Wie Daniel Huber auf seinem Campingplatz Vorurteile gegenüber Jenischen und ihrer Kultur abbauen möchte → Seite 18*

#### INTEGRIERT

20 Der Ski

#### IMPRESSUM



PATRICIA GANTER  
INTEGRATIONS-  
DELEGIERTE  
KANTON  
GRAUBÜNDEN

### Liebe Leserin, lieber Leser

Kunst und Kultur! Diesen zwei grossen Begriffen rollen wir den roten Teppich aus im MIX Magazin für Vielfalt Graubünden. Es ist die erste Ausgabe, die unsere Fachstelle nach einer jahrelangen Kooperation mit den Kantonen Basel-Landschaft, Basel-Stadt und Bern in Eigenregie herausgibt. Zu diesem Anlass haben wir der MIX einen frischen Graubündner Anstrich verliehen und den Anteil an kantonalen Themen ausgebaut. Es freut uns, Ihnen das beliebte Angebot in dieser Form weiterhin und jeweils im November anbieten zu können. Denn neben Neuem erwartet Sie auch künftig eine vertraute Stärke der MIX: die Anregung, den Blick über den eigenen Tellerrand hinaus zu werfen.

Was eignet sich besser dafür, die Wahrnehmungsgrenzen auszuloten, als eben die Kunst und Kultur? Jede und jeder lässt sich anders, mehr oder weniger darauf ein. Über Giacometti-Ausstellungen, Ballettaufführungen oder Hip-Hop-Konzerte. Als gelegentliche Zuschauerin – wie ich – oder als engagierte Liebhaberinnen und leidenschaftliche Kunst- und Kulturschaffende. Kalt lassen Kunst und Kultur kaum jemanden. Und das ist auch gut so, denn sie fördern den Zusammenhalt und die Identitätsbildung – die eigene genauso wie diejenige unserer Gesellschaft. Doch gilt der rote Teppich allen Bewohnerinnen und Bewohnern unserer immer diverseren Schweiz? Erhalten alle eine angemessene Stimme im kreativen Schaffen? Finden alle, die es wollen, einen Zugang zu den Kunst- und Kulturinstitutionen? Diesen und vielen weiteren Fragen gehen wir in dieser Ausgabe nach. Lassen Sie sich anregen.

Und weil auch die MIX ein vielstimmiges Angebot sein will, bedanke ich mich an dieser Stelle bei all jenen, die im Hintergrund an dieser Ausgabe mitgedacht und mitgestaltet haben. Namentlich unserem «Brainpool» mit Andrea Casparis, Laura Libotte, Julia Wäger, Beat Capeder und Habiibah Yaqub.



**«Ich bin Künstlerin, nicht Journalistin und auch keine Pädagogin»** Die Schauspielerin Ursina Lardi begeistert das Theater- und Fernsehpublikum mit brisantem Aktualitätsbezug genauso wie in altbekannten Rollen. Als Privatperson bleibt sie der Öffentlichkeit hingegen bewusst verborgen.

TEXTE: PHILIPP GRÜNENFELDER  
FOTOS: © URBAN RUTHS

**MIX:** Ursina Lardi, Sie geben in Interviews ungern Privates preis. Weshalb?

**Ursina Lardi (UL):** Ich äussere mich durch meine Arbeit, durch das, was ich tue, sei es auf der Bühne oder im Film. Da bin ich sehr offen und ungeschützt. Mein Privatleben gehört mir und den Menschen, die mir nah sind.

**MIX:** Sie sind zuerst mit der italienischen, dann auch mit der rätoromanischen und der deutschen Sprache aufgewachsen. Was bedeutet Ihnen Sprache heute als Schauspielerin?

**UL:** Es ist natürlich ein Vorteil, in mehreren Sprachen drehen zu können, es erweitert einfach den Markt und die Arbeitsmöglichkeiten.

**MIX:** Haben die Wechsel zwischen den sprachlichen und kulturellen Räumen bis hin zu Ihrem heutigen Leben in Berlin den Blick auf die Welt jeweils verändert?

**UL:** Ja, ich habe früh gelernt, verschiedene Perspektiven einzunehmen. Bevor die Primarschule abgeschlossen war, hatte ich in drei Sprachzonen gelebt. Die Mehrsprachigkeit wurde so Teil meiner Identität. Dadurch fiel es mir auch in meinem späteren Leben immer leicht, mich auf ein neues Umfeld einzulassen und gegebenenfalls eine weitere Sprache dazuzulernen. Dieser Prägung verdanke ich unheimlich viele bereichernde Begegnungen und Erfahrungen.

**MIX:** Wie nähern Sie sich einer Rolle an, in der Sie eine Figur aus Ihnen völlig unvertrauten Lebensrealitäten verkörpern?

**UL:** Im Vorfeld versuche ich, einiges über dieses Unvertraute in Erfahrung zu bringen, sei es durch Lektüre oder durch Gespräche. Dann wird das aber weggelegt, und ich nähere mich der Rolle so wie immer, nämlich über den Text, die Situationen und die Partner, in und mit denen die Figur agiert.

**MIX:** Vor ein paar Jahren spielten Sie im Flüchtlingsdrama «Mitleid! Die Geschichte des Maschinengewehrs» eine NGO-Mitarbeiterin. An der Entstehung des Stückes von Milo Rau waren Sie massgeblich beteiligt und haben u. a. mehrere Flüchtlingslager im Ostkongo, in Griechenland und in Berlin besucht. Was interessiert Sie an der Auseinandersetzung mit teilweise hochpolitischen Themen wie diesem?

**UL:** Zum einen nehme ich solche Arbeiten auch als Weiterbildung und Horizonterweiterung für mich persönlich. Aber auch bei politischen Arbeiten geht es mir am Ende um den Theaterabend, nicht um gute Absichten. Der Abend muss ein hohes künstlerisches Niveau, eine hohe Komplexität erreichen, sonst interessiert er mich nicht, und das ist bei den Arbeiten mit Milo Rau der Fall. Ich bin Künstlerin, nicht Journalistin und auch keine Pädagogin.

**MIX:** Kann Theater mit einem aktuellen Bezug zum Weltgeschehen nicht doch ein bisschen die Welt verändern?

**UL:** Es verändert zum Beispiel mich.



**Zutritt erwünscht?** *Die Teilhabe am kulturellen Leben ist ein wichtiger Bestandteil im Integrationsprozess. Die MIX begibt sich auf einen Streifzug durch die Schweizer Kunst- und Kulturlandschaft und stellt die Frage, ob Museen, Theater und weitere Institutionen offen genug sind für die Diversität in unserer Gesellschaft. Spoiler: Wir stoßen auf offene Türen, aber auch auf ein paar Widerstände.*

TEXT: PHILIPP  
GRÜNENFELDER  
ILLUSTRATION:  
LORENA PATERLINI

Niemand weiss so recht, wer die vier gutaussehenden Männer in eleganter Abendgarderobe sind. Musiker nach ihrem Auftritt? Eine Gruppe Schauspieler? Barpersonal? Die Frage bleibt offen, ist irrelevant, denn die Männer ziehen uns in ihren Bann, wie sie vielsagende Blicke tauschen und in grünen Jacketts und blütenweissen Hemden lässig herumstehen. Beziehungsweise hängen. Im Foyer des Basler Kunstmuseums, wie beiläufig auf Leinwand gemalt. Besonders augenfällig ist beim rätselhaft faszinierenden Gemälde die Hautfarbe der dargestellten Männer: Sie ist schwarz. Das ist in der Schweiz – so befremdlich, das auch tönen mag – noch ungewohnt. Gerade an einem Ort der Kunst, wo sonst People of Color selten und, falls doch, eher klischeehaft oder im belasteten Kolonialkontext dargestellt sind. Dass das neu erworbene Gemälde der ebenso jungen wie bereits renommierten britischen Künstlerin Lynette Yiadom-Boakye seit Kurzem den Auftakt zu den Ausstellungsräumen markiert, ist kein Zufall. Gemäss Kunstmuseum soll das Werk das Bewusstsein für die veränderten Realitäten in der Kunst und in der Gesellschaft schärfen. Schliesslich würden wir in einer sehr diversen Schweiz leben, in der bald die Hälfte der Wohnbevölkerung einen Migrationshintergrund aufweisen wird. Wir haben unterschiedliche Hautfarben, sprechen verschiedenste Sprachen und suchen deshalb einen mannigfachen Zugang zur Welt. Das müsse in Kunst und Kultur Niederschlag finden.

### Ansprüche im steten Wandel

Das Kunstmuseum Basel steht mit dieser Haltung nicht allein. Immer mehr Exponentinnen und Exponenten in der Schweizer Kulturlandschaft beschäftigen sich mit der Frage, ob die Museen, Theater, Konzerthäuser, Festivals und andere Kulturinstitutionen der zunehmend vielschichtigen Gesellschaft noch gerecht werden. Sie brauchen auch in Zukunft Publikum, und sie wissen, wie sehr Faktoren wie die Globalisierung, Digitalisierung, der demografische Wandel, die Individualisierung und die Urbanisierung Einfluss auf das kulturelle Zusammenleben nehmen. Sowohl seitens des Publikums als auch seitens der Kunst- und Kulturschaffenden wird die ganze Bandbreite an Ansprüchen immer lauter hörbar. Deshalb hat sich der Bund in seiner aktuellen Kulturbotschaft auch auf die Fahne geschrieben, die Teilhabe am Kulturleben und am kulturellen Erbe möglichst vielen zugänglich zu machen. Der Migrationsbevölkerung genauso wie beeinträchtigten Menschen, älteren Personen oder weniger gebildeten und ökonomisch schlechter gestellten Bürgerinnen und Bürgern. Zusammen mit dem Bundesamt für Kultur und der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia (siehe Interview S. 8) ziehen die Kantone, Städte und Gemeinden mit. Im Rahmen des «Nationalen Kulturdialogs» haben sie 2019 u. a. ein Handbuch zum Thema herausgegeben, das Diskussionen anregen und Inspiration für Projekte liefern soll.

### Strukturen und Programme überdenken

Das ist ganz im Sinne von Inés Mateos. Die Expertin für Bildung und Diversität berät Institutionen und Einzelpersonen auf dem Weg der Öffnung. «Man kann nicht nur Kultur für gewisse Schichten machen», findet sie. «Die meisten Insti-

tutionen und Projekte arbeiten ja schliesslich mit Geldern, die von uns allen kommen – auch von der Migrationsbevölkerung.» Gleichzeitig konstatiert sie, dass der Prozess eine Herausforderung sei, die Geduld und Hartnäckigkeit erfordere. «Kultur ist ein ebenso komplexes wie vielfältiges Gebilde, in dem sehr vieles Platz haben kann und muss. Jodeln genauso wie Jazz, Laientheater genauso wie die grosse Oper. Kultur ist nicht einfach da. Sie entsteht im Zusammenspiel verschiedenster Beteiligter mit unterschiedlichsten Ideen. Entsprechend müssen die Veränderungen in den Institutionen auch an unterschiedlicher Stelle angestossen werden», erklärt sie. Dazu würden jeweils sowohl das Personal, das Publikum als auch das Programm gehören. «Es reicht nicht, wenn wir bestehende Inhalte mit denselben Mitarbeitenden lediglich an ein neues Publikum bringen wollen. Ich denke da etwa an Angebote wie spezifische Museumsführungen für Geflüchtete», sagt sie – selbst wenn solche Angebote natürlich sehr wichtig seien. Diversity-Management geht nicht nur von oben nach unten, sondern auch umgekehrt. «Es ist wichtig, dass die Vermittlerinnen und Vermittler ihre Erfahrungen, die sie mit den neuen Zielgruppen machen, direkt in die Chefetagen zurücktragen», so die Fachfrau. Will heissen: Wenn von einer jungen Syrerin oder einem betagten Türkischstämmigen der Hinweis kommt, sie würden sich in den ausgestellten Werken nirgends wiedererkennen und sie liessen sie deshalb kalt, müssen die Verantwortlichen auch das Gezeigte kritisch hinterfragen. Gleiches gelte für die Zusammensetzung des Personals. «Die richtigen Blickwinkel und Ideen entstehen letztlich nur, wenn auch die verantwortlichen Mitarbeitenden divers zusammengesetzt sind.» Das brauche aber Zeit, wirft Mateos ein, «denn man kann nicht einfach das ganze Personal von einem Tag auf den anderen austauschen». Eine ergänzende Lösung sei deshalb der Einbezug von Partnerinnen und Partnern aus der Migrationsbevölkerung, deren Organisationen ein neu-



es Netzwerk erschliessen und frischen Wind in die Institutionen bringen würden. «Klar kann man einfach Beyoncé auf die Bühne stellen und damit ein Signal für Offenheit senden. Aber nachhaltiger ist es, die Leute, die man repräsentieren möchte, in die Projekte miteinzubeziehen. Von Orten, die man selber mitgestalten kann, fühlt man sich auch repräsentiert», sagt sie.

### Der Realität gerecht werden

Diese Sichtweise propagiert auch Rohit Jain, wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Eidgenössischen Migrationskommission (EKM). Als Leiter des Förderprogramms «Neues Wir» hat er sich intensiv mit der Ausgangslage und neuen Lösungsansätzen befasst. «Umfassende Zahlen zu kultureller Teilhabe existieren noch keine, aber trotz gewachsenem Bewusstsein gibt es noch viel Handlungsbedarf», sagt er. Zu

## «Diversity-Management geht nicht nur von oben nach unten, sondern auch umgekehrt.»

oft nimmt sich die Gesellschaft auch im Bereich Kunst und Kultur unbewusst durch die Schablone von «wir und die anderen» wahr; «wir» Einheimischen und die «anderen», die Zugewogenen. «Wir müssen die Realität der Migrationsgesellschaft endlich anerkennen und ein vielstimmiges Wir-Gefühl stärken», betont er. Denn nur wer sich in der Gesellschaft repräsentiert sieht, fühlt sich zugehörig. Dazu würde neben dem Zugang zu Kulturinstitutionen auch die Chance der Migrationsbevölkerung gehören, sich selbst kulturell zu betätigen und ihre Erfahrungen, Geschichten und Perspektiven dort sichtbar zu machen, wo unser Zusammenleben kritisch verhandelt wird. In der Politik oder eben in der Kultur. «Beide Bereiche hängen zusammen und tragen dazu bei, dass ein Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht. In diesem Sinne hat die kulturelle Teilhabe im Integrationsprozess die gleichwertige Bedeutung wie die politische, wirtschaftliche oder soziale Teilhabe.» Wo sich Menschen begegnen und kulturell austauschen, werden Vorurteile abgebaut. Das sei dringend notwendig, meint Jain, «denn der soziale Wandel mit der zunehmenden Vielfalt ist für viele Menschen in der Schweizer Aufnahmegesellschaft mit Verunsicherung und Ängsten verbunden. Das kann zur Abschottung von als anders wahrgenommenen Mitbürgerinnen und Mitbürgern führen.»

### Zu einem neuen Wir

Das Förderprogramm «Neues Wir» setzt bewusst an dieser Schnittstelle zwischen Integrationspolitik und Kulturpolitik an. «Manche Projekte fallen zurzeit bei der Förderung

zwischen Stuhl und Bank. Dabei verfolgen die beiden Bereiche auf der jeweiligen Gesetzesgrundlage oft ähnliche Ziele.», erklärt Jain. Man könne jedoch gerade an dieser Stelle gleichzeitig die Partizipation fördern, Kompetenzen zur Eigenrepräsentation aufbauen und eine dringend nötige Kulturdebatte führen. Wie beim Berner Projekt «Time to Move». Mitmachen dürfen hier alle. Kulturschaffende genauso wie Laien. Einheimische genauso wie Zugewanderte. Geleitet wird es von professionellen Theaterpädagogen, Musikerinnen, Schauspielern, Regisseurinnen und Technikern. Unter ihnen der Sänger Wael Sami Elkholy. Seit seiner Kindheit und der Ausbildung in Ägypten verbindet er Musik mit Theater. «Nachdem ich 2008 in die Schweiz gekommen bin, hatte ich Glück und gelangte in ein Umfeld, in dem ich mich künstlerisch einbringen und entfalten konnte», erzählt er und will von diesen Erfahrungen etwas weitergeben, «weil ich weiss, dass es vielen schwerer fällt, Gehör zu finden». «Time to Move» geht dort hin, wo sich Menschen mit unterschiedlichsten Hintergründen gezwungenermassen begegnen: in den ÖV. Partner sind deshalb die öffentlichen Verkehrsbetriebe der Stadt. «Es ist toll, dass auch einige Mitarbeitende mit und ohne Migrationshintergrund von BERNMOBIL an Bord sind», freut sich Elkholy. In einem ersten Schritt hätten die Teilnehmenden Geschichten gesammelt. Lustige, spannende, verstörende, ärgerliche. «Alles, was einem im Tram und Bus so begegnen kann», meint er. Die Beteiligten haben dafür während mehrerer Tage an unterschiedlichen Standorten Menschen angesprochen und ihre Anekdoten und Beobachtungen aufgezeichnet. «Uns hat interessiert, was die Menschen bewegt, wie sie ihre Mitfahrenden und die Stadt wahrnehmen, was sie im ÖV erleben, wie sie über das Leben und die Gesellschaft nachdenken», sagt der 44-Jährige. Zusammengekommen sind 400 Geschichten, deren Essenz in einer Theaterproduktion münden soll. «Dafür diskutierten wir in Workshops und Schreibwerkstätten, was aus welcher Perspektive relevant ist. Und wir fragten uns, was sich wie darstellen lässt. Szenisch, musikalisch oder in anderer Form.» Dabei sei man auch mit Haltungen und Ansichten konfrontiert, die man nicht gleich verstehe. Das müsse man aushalten. «Das ist ja nur allzu menschlich. Und über das Menschliche beginnen wir, uns zugehörig zu fühlen», sagt er fast schon etwas philosophisch. Das Resultat ist – so Corona mitspielt – Ende Mai 2021 zu sehen. In Form von irritierend spannenden Busfahrten, auf denen auch die Zuschauerinnen und Zuschauer mit den allzu menschlichen Geschichten und Blickwinkeln konfrontiert werden sollen.

### Sich und die Welt finden

Über die Kultur ein (neues) Selbstverständnis zu verhandeln, ist ein Identitätsfindungsprozess. Sowohl für die ganze Gesellschaft, für einzelne Gruppen als auch für das Individuum. Identitäten sind nie fix und werden andauernd modifiziert. Wird diesem Umstand mit Lust und Neugierde begegnet, ist er ein Kreativbrunnen. Die erfolgreiche Jazzsängerin Elina Duni kennt diese Findungsprozesse. Wie so viele Schweizerinnen und Schweizer hat sie eine hybride Identität, verbindet mehrere kulturelle Hintergründe und

**Über die Kultur ein (neues) Selbstverständnis zu verhandeln, ist ein Identitätsfindungsprozess. Sowohl für die ganze Gesellschaft, für einzelne Gruppen als auch für das Individuum.**

**«Erst nach Jahren habe ich realisiert, dass ich mit der künstlerischen Auseinandersetzung auch ein Stück weit mich selbst gefunden habe.»**

will sich nicht nur als das eine oder andere sehen. In Albanien geboren, kam sie mit ihren Eltern 1992 nach Genf und fand über die Musik wieder zum kulturellen Erbe des Balkans. Erste nationale und internationale Erfolge feierte sie mit der Kombination von alten albanischen Volksliedern und zeitgenössischem Jazz. «Ich kannte diese Lieder schlecht. Und im Kommunismus waren ihre Texte zugunsten der Propaganda meist verändert worden», blickt Duni zurück. Aber irgendetwas habe sie daran interessiert. «Erst im Nachhinein, nach Jahren, habe ich realisiert, dass ich mit der künstlerischen Auseinandersetzung auch ein Stück weit mich selbst gefunden habe. Endlich konnte ich akzeptieren, dass ich mehrere Elinas in mir vereine», zeigt sich die 39-Jährige erleichtert. Eine Spur führte über ihre Liebe zu Sprachen. Es ist nicht verwunderlich, dass sie auch alle Schweizer Landessprachen spricht und auf ihrem aktuellen Album auch Songs auf Jiddisch, Armenisch und sechs weiteren Sprachen interpretiert. «Auf diese Art kann ich die Weltläufigkeit ausdrücken, die mich heute ausmacht», erklärt sie. Schliesslich seien ja auch die Inhalte der Lieder meist universell: Liebe, Tod, Freiheit ... Und das komme an. «Es berührt mich, dass ich trotzdem oder gerade deshalb zusammen mit meinen Musikern seit Beginn als Schweizer Band wahrgenommen werde», sagt die Gewinnerin des Schweizer Musikpreises 2017. Sie liebe die multikulturelle Schweiz und könne als ihre Vertreterin im Ausland oft Vorurteile abbauen. «Gerade in Frankreich haben viele ein falsches, zu konservatives Bild von unserem Land», stellt sie fest. Und die Fans in Albanien? «Ihnen konnte ich über den für viele so sperrigen Jazz tatsächlich den Zugang zu einem Stück Volkskultur wieder öffnen», sagt sie. Nicht nur ihre Mutter hätte sich dafür bedankt. Denn zum Prozess habe viel Recherche gehört, um die ursprünglichen Texte ausfindig zu machen. «Das führte mich sogar in ethnologische Archive in Deutschland», lacht sie.

**Unbequem, aber nicht einengend**

Kulturschaffen und -erleben als identitätsstiftendes Moment, das kann manchmal auch unbequem sein. Müsse es sogar, findet Boris Nikitin, Gewinner des diesjährigen Schweizer Theaterpreises. Der Sohn ukrainisch-slowakisch-französisch-jüdischer Einwanderer, wie er selbst sagt, arbeitet u. a. als Regisseur und Kurator. «Nicht alle im Kulturbetrieb nehmen automatisch neue Impulse auf. Da muss auch ich mich gelegentlich an der eigenen Nase nehmen», sagt er selbstkritisch. «Es ist aber faszinierend, wie viel sich in den letzten Jahren verändert hat. Auch ich bin beispielsweise sensibler geworden, was die Inhalte meiner Arbeit und die Auswahl der Schauspielerinnen oder Tänzer betrifft.» Das geschehe

nicht zuletzt dank der hartnäckigen Konfrontation durch Aktivistinnen und Aktivisten wie etwa aus feministischen Kreisen oder der Black-Lives-Matter-Bewegung, stellt der 41-Jährige fest.

Aber das könne auch Trotzreaktionen auslösen. «Es gibt Akteurinnen und Akteure, die sich belehrt fühlen und dann etwas kindisch reagieren. Dabei wird einem ja nichts weggenommen, solange beispielsweise Fördergelder nicht zu strikte mit Auflagen verbunden sind, die die künstlerische Freiheit einengen», gibt er zu bedenken. Ein umstrittener Punkt, der in Gesprächen immer wieder auftaucht. Denn Kunst- und Kulturschaffen bedeutet stets auch einen Kampf um Fördergelder. Wie weit neue Ansprüche wie diejenige nach der kulturellen Teilhabe weiterer Bevölkerungsgruppen an Auflagen für Fördergelder gebunden werden, muss ebenso ausgehandelt werden wie das Verständnis von Kunst und Kultur andauernd neu verhandelt wird. Vieles wird und darf in der Schwebe bleiben. Wie die Interpretation von Yladom-Boakyas mehrdeutigem Bild im Basler Kunstmuseum. Eine Interpretation wird uns nicht aufgezwungen. Aber wir werden in einen Reflexionsprozess geschubst. Etwa über Fragen nach der Präsenz und Rolle von People of Color in der europäischen Kunstgeschichte. ●

→ [time-to-move.ch](http://time-to-move.ch)

→ [elinaduni.com](http://elinaduni.com)

→ [inesmateos.ch](http://inesmateos.ch)

→ [ekm.admin.ch](http://ekm.admin.ch)





**«Das interkulturelle Know-how variiert stark»** Seraina Rohrer leitet den Bereich Innovation & Gesellschaft bei der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia. Sie begleitet Institutionen bei ihrer Öffnung für die Migrationsgesellschaft.

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNENFELDER  
FOTO: DONATA ETTLIN

**MIX:** Frau Rohrer, die Kunst- und Kulturwelt definiert sich gerne als offen und vielfältig. Hat dieses Selbstbild auch Mängel im Umgang mit unserer Migrationsgesellschaft?

**Seraina Rohrer (SR):** Der Kunst- und Kulturbereich ist in der Tat sehr international. Kultur- und Kunstschaffende unterschiedlicher Nationalitäten sind auch in der Schweiz oft von Galerien vertreten, treten auf Bühnen auf und werden von den grossen Häusern eingeladen. Trotz der zunehmenden Internationalisierung der Veranstaltungen widerspiegelt sich unsere Migrationsgesellschaft aber kaum in den Kulturinstitutionen selbst. Theater, Museen und andere Organisationen sind oft in der Personal- und Organisationsstruktur wenig interkulturell.

**MIX:** Pro Helvetia tritt dieser mangelnden kulturellen, sprachlichen oder religiösen Vielfalt entgegen. Weshalb ist ihr das so wichtig?

**SR:** Es ist uns ein Anliegen, dass Kunst und Kultur gesellschaftlich relevant sind, wozu unter anderem die interkulturelle Öffnung des Schweizer Kulturbereichs gehört. Es handelt sich dabei um einen Aspekt von Diversität, neben anderen Faktoren wie zum Beispiel Geschlecht, Alter, sozioökonomischer Hintergrund.

**MIX:** Und wo liegt der Lösungsansatz?

**SR:** Es braucht eine selbstkritische Reflexion über Strukturen und Machtverhältnisse. Wie divers ist die eigene Kulturorganisation, wie divers ist die Kulturförderung? Welche Netzwerke werden genutzt? Diese Fragen sind zentral, um die Kulturarbeit längerfristig diverser zu gestalten. Hinzu kommt eine notwendige Reflexion über die Diversität des künstlerischen Angebots und die Zielpublika von kulturellen Angeboten.

**MIX:** Reflektiert Pro Helvetia auch die Durchmischung in den eigenen Strukturen? Etwa auf der Geschäftsstelle oder bei den Fachkommissionen und Jurys?

**SR:** Durchaus, denn Pro Helvetia hat sich selbst das Ziel gesetzt, dass Vielfalt und Diversität in der eigenen Organisation gelebt werden. Wir versuchen mit einer entsprechenden Anstellungspolitik in unserer Geschäftsstelle mehr Mitarbeitende mit Migrationshintergrund zu gewinnen. In den Aussenstellen im Ausland arbeiten wir ja ausschliesslich mit lokalen Mitarbei-

tenden. Gleichzeitig führen wir zurzeit ein Diversitätsscanning unserer Organisation durch, um allfällige blinde Flecken aufzudecken und Massnahmen für Schwachstellen zu definieren.

**MIX:** *Wie und in welchen Bereichen ausserhalb der eigenen Struktur nimmt Pro Helvetia konkret Einfluss?*

**SR:** Auch da setzen wir bei den Strukturen der Organisationen und Institutionen an. Wir sind überzeugt, dass wir so nachhaltig zu mehr Diversität beitragen können. Eine Sonderveranstaltung zu einem Diversitätsthema allein führt nicht automatisch zu mehr Diversität. Solche isolierten Projekte tragen zwar zur Sensibilisierung bei, für eine verankerte Diversität braucht es aber zwingend einen Blick auf die Strukturen und ein nachhaltiges Engagement.

**MIX:** *Unter anderem verfolgen Sie diese Ziele mit dem Projekt «Tandem Interkultur». Was muss man sich darunter vorstellen?*

**SR:** Das Projekt «Tandem Interkultur» zielt direkt auf eine Veränderung der Strukturen und unterstützt die Institutionen gezielt dabei. In den letzten zwei Jahren haben wir mit der Ausschreibung den Fokus auf strukturelle Öffnungsprozesse des Kulturbereichs gerichtet. Schweizer Kulturinstitutionen erhalten so die Möglichkeit, in Zusammenarbeit mit Diversitätsexpertinnen ihre Betriebe im Hinblick auf strukturelle Ausschlüsse zu durchleuchten: Auf diese Weise kann interkulturelle Diversität auch in den Institutionen umgesetzt werden, zum Beispiel auf personeller Ebene. Damit wollen wir eine Diskussion und ein längerfristiges Umdenken in den Institutionen anregen, um den Kultursektor auch «hinter den Kulissen» für die gegenwärtigen gesellschaftlichen Transformationen fit zu machen. Gleichzeitig haben wir zusammen mit einzelnen Städten und Kantonen den Austausch gepflegt und gemeinsam Projekte definiert, die zu einer Sensibilisierung auf allen Ebenen der Kulturförderung beitragen.

**MIX:** *Was sind die bisherigen Ergebnisse?*

**SR:** Die Tandem-Projekte sowie die Projekte mit Städten und Kantonen laufen noch. Wir haben aber die erste Tandem-Runde zwischenevaluert und interessante Erfah-

rungen gesammelt. Wir stellen fest, dass das Angebot nach struktureller Förderung sehr geschätzt wird. Mit der aktuellen Debatte rund um die Black-Lives-Matter-Bewegung hat das Interesse nochmals merklich zugenommen. Gleichzeitig stellen wir fest, dass Diversitätsfragen und

### «Diversitätsfragen und das Verändern von Strukturen brauchen Zeit.»

das Verändern von Strukturen Zeit brauchen. Unser Ziel ist es, das Coachingangebot nach Erfahrungsgrad der Organisationen auszudifferenzieren und in den nächsten Monaten und Jahren die Erfahrungen teilbar zu machen. Im Vordergrund stehen dabei nützliche Arbeitstools, die die interkulturelle Öffnung in der Praxis unterstützen. Wichtig ist uns dabei zu betonen, welche Aspekte in der Schweiz speziell berücksichtigt werden müssen.

**MIX:** *Welches geförderte Projekt hat Sie dabei besonders überrascht?*

**SR:** Überrascht hat uns, wie stark das interkulturelle Know-how in den Organisationen variiert. Bei einzelnen ist das Bewusstsein sehr hoch, und die Massnahmen greifen auf unterschiedlichen Ebenen. Andere Organisationen befinden sich noch ganz am Anfang einer Reflexion. Dies zusammenzubringen, ist eine Herausforderung, die es in den kommenden Jahren anzupacken gilt.

**MIX:** *Wie werden die Ergebnisse für andere Institutionen produktiv gemacht?*

**SR:** Zentral ist, dass sich die Organisationen, die sich für eine interkulturelle Öffnung entschieden haben, austauschen können. Pro Helvetia will künftig mit Netzwerkveranstaltungen das Wissen weitergeben. Misserfolge können dort genauso diskutiert werden wie Erfolge. In Zukunft planen wir zudem Best Practices zugänglich zu machen.

**MIX:** *In welchen essenziellen Punkten unterscheidet sich das Engagement von Pro Helvetia bezüglich Interkulturalität von anderen Bundesstellen oder den Kantonen, Städten und Gemeinden?*

**SR:** Pro Helvetia beschränkt sich ausschliesslich auf die Ebene der Strukturen. Wir unterstützen Kulturorganisationen im Prozess der interkulturellen Öffnung. Projekte, die die Vermittlung gegenüber einer migrantischen Bevölkerung bezwecken, oder die inhaltliche Gestaltung von Programmen unterstützen wir nicht gesondert, sondern über unsere regulären Förderinstrumente.

**MIX:** *Droht im Förderbereich mit der Definition von Bedingungen oder konkreten Anforderungskriterien hinsichtlich Interkulturalität bisweilen nicht ein Eingriff in die künstlerische Freiheit?*

**SR:** Wenn von Diversität die Rede ist, kommt schnell das Argument, dass damit die künstlerische Freiheit eingeschränkt wird. Ich bin überzeugt, dass das Gegenteil der Fall ist. Kunst- und Kulturschaffende mit Migrationserfahrung oder auch die verschiedenen Geschlechter tragen dazu bei,

### «Kunst- und Kulturschaffende mit Migrationserfahrung oder auch die verschiedenen Geschlechter tragen dazu bei, dass der Kultursektor vielfältiger wird.»

dass der Kultursektor vielfältiger wird und unterschiedliche Haltungen miteinander konfrontiert werden. Das ist zentral, denn Kultur erfordert, dass wir als Gesellschaft Haltungen entwickeln.

**MIX:** *Ihr Auftraggeber ist auch hierzu letztlich die nationale Politik. Wie können Sie dort Einfluss nehmen für eine fruchtbare kulturpolitische Debatte?*

**SR:** Diversität hinsichtlich Migrationshintergrund, Geschlecht, Alter oder auch sozioökonomischem Hintergrund ist heute Realität. Dies ist der Politik weitgehend bewusst. Wichtig ist, dass Pro Helvetia der Politik konkrete Möglichkeiten aufzeigt, wie Kulturorganisationen marginalisierte Positionen einschliessen können und damit zum Zusammenhalt beitragen. ●

**Eine Frage der Perspektive** *Sie studieren an Schweizer Kunsthochschulen und kommen dafür extra aus dem Ausland. Da lässt sich so einiges mit anderen Augen sehen.*



**Nikita Baryshnikov (18), Tänzer aus den USA**

**Mit dem Bewusstsein eines Weltenbummlers**

**W**enn man sich das Ziel setzt, professioneller Tänzer zu werden, muss man sich mental sehr früh darauf einstellen, auf der ganzen Welt zu Hause zu sein. Bereits mit 15 Jahren war ich zum ersten Mal länger weg von meinem Elternhaus bei Seattle. Auch wenn das immer wieder Abschied bedeutet, ist es vor allem auch eine Gelegenheit, sich weiterzuentwickeln – persönlich und als Tänzer. In der Tanzakademie Zürich bin ich auf Einladung hin über einen Wettbewerb gelandet. So läuft das im Ballett: Man misst sich vor Fachpublikum und versucht, sich einen Ausbildungsplatz oder eine Anstellung zu ergattern. Jetzt startet das letzte meiner drei Lehrjahre in einem exzellenten Umfeld. Nicht nur was die Infrastruktur betrifft, sondern auch die hohe Qualität der Dozierenden und der anderen Tänzerinnen und Tänzer. Die Schweiz hat einige erfolgreiche Namen hervorgebracht. Man denke an Martin Schläpfer, den Direktor und Chefchoreograf des Wiener Staatsballetts. Die Besten haben im Ausland Karriere gemacht. Umso besser, wenn wir Ausländer wieder frische Entwicklungsimpulse zurückbringen. Das kulturelle Erbe, das die Schweiz zu etwas Besonderem macht, ist begrenzt und viele scheinen sich zu sehr daran zu klammern ...» ●



**Josefina Leon Ausejo (25), bildende Künstlerin aus Peru**  
**Mit dem Auge für soziale Zusammenhänge**

**M**eine Schule in Lima änderte leider mitten im Studium die inhaltliche Ausrichtung. Das war der Augenblick, um über einen Wechsel nach Europa nachzudenken. Dass ich in Basel an der Hochschule für Gestaltung und Kunst gelandet bin, war eher Zufall. Nun schätze ich die privilegierten Bedingungen so sehr, dass ich auch den Master hier absolviere. Am Anfang hingegen war es ein Kulturschock. Die Schweiz ist das pure Gegenteil von Peru. Für meine künstlerische Arbeit ist das allerdings ideal. Ich beschäftigte mich in meinen Installationen immer direkt mit der Situation, in der ich gerade stecke. Nachdem der Fokus bisher vor allem auf besondere Merkmale in der Architektur und im Städtebau gerichtet war, kommen jetzt vermehrt Beobachtungen zum sozialen Zusammenleben hinzu. Ein Dozent meinte letztthin, Peru sei in meiner Arbeit zu wenig sichtbar. Das muss es ja auch nicht: Mein beurteilender Blick ist ja gerade jener, den ich aus Südamerika mitbringe. Jede Arbeit trägt meine Sicht der Welt in sich.»



**Nicolás Gagliani (38), Musiker aus Argentinien**  
**Mit der Ruhe für neue musikalische Wege**

**I**n meinem Alter bin ich nicht der typische Student an der Zürcher Hochschule der Künste. Um als über 30-Jähriger eine Aufenthaltsbewilligung zu bekommen, musste ich nachweisen, dass ich dafür besonders geeignet bin. Jetzt kann ich das machen, wofür ich die letzten Jahre viel gearbeitet habe – einen Master in Musik der Renaissance und des Barocks. Die Schweiz ist Weltklasse darin. In Buenos Aires habe ich bereits klassische Gitarre studiert, danach unterrichtet und u.a. in einem eigenen Ensemble gespielt. Mit Auftritten verdient man in Argentinien allerdings praktisch nichts. Es ist erfreulich, dass hier zum Beispiel auch Kirchenorganisten von ihrem Beruf leben können. Wegen der Stabilität ist es zudem viel einfacher, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Anders in Argentinien: Mein Ersparnis für diese Ausbildung ist beispielsweise wegen des Währungszersfalls heute viel weniger wert, und ich muss es sehr gut einteilen. Doch auch diese Mühe lohnt sich.»



## Geflucht wird in der Muttersprache

*Das Amateurtheater Muntanellas trägt seit 40 Jahren zum sozio-kulturellen Leben in Cazis bei. Theater als Kunstform ist der Ort, wo Vielfalt Potenzial bedeutet.*

TEXT:  
NORA ZUKKER

Jeder könnte der Mörder sein. Zwischen Gefängnis und Psychiatrie proben sechs Jugendliche in Cazis das Stück «Lügen». Heute ist Durchlaufprobe mit Licht und Kostümen, der Flyer für die Vorstellungen kam gerade aus der Druckerei. «Geniess deinen Zusammenbruch!», wirft Tina Ritter ein, die Theaterpädagogin des Theaters Muntanellas. Eine junge Frau, die den beliebtesten Schüler Nico spielt, geht zu Boden und «stirbt».

«One of us is lying», der Jugendbuch-Bestseller, erzählt vom Mord an einer Highschool. Jeder hat ein Motiv, und es beginnt die Aufschlüsselung, wer zum Ende die Tat begangen hat. «Bei den Jugendlichen geht es in diesem Alter oft um Alkohol, Drogen und ums Fluchen», lacht Tina Ritter. Der Bestseller war lediglich die Vorlage für das Stück, das sie und Fabienne Grigoli mit der Jugendgruppe entwickelt haben.

Die pointierten Dialoge sitzen: «Bist du dumm?», «Nein, ich bin hübsch!» und dann wird eine WhatsApp-Konversation projiziert, die von zwei Spielerinnen in Echtzeit gesprochen wird, dazwischen überbordend viele Emojis.

### Selbstentfaltung auf der Bühne

«Das Theater ist eine eigene Welt. Ein Ort, an dem man anders sein darf. Es kommt jeder, wie er ist, und bringt mit, was er hat. Je vielfältiger die Gruppe, umso spannender wird die Arbeit im Theater.» Tina Ritter weiss, wie zentral ihre Arbeit für die Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen zwischen 12 und 16 Jahren ist. Während den eineinhalb Stunden Probe jede Woche wird anfangs viel improvisiert. «Für die Gruppenbildung ist es ganz wichtig, dass jede bei den Improvisationsübungen mit jeder in Kontakt tritt. So lernen sich die Spielerinnen kennen, es wird Vertrauen aufgebaut, und es werden Grüppchen aufgelöst, die sich schon in der Schule gebildet haben. Im Theater kann man sich nicht ausweichen.» Die Pubertät ist kein einfaches Alter, aber im Theater ist Raum für ganz vieles, und immer wieder kommt es vor, dass sich Jugendliche zu Beginn des Kurses nicht trauen und diese bei den Vorstellungen dann ganz vorne auf der Bühne stehen. Theater ist die Zone, in der die eigenen Grenzen überwunden werden, ohne Wertung, und die Vielfalt des eigenen Wesens geradezu gefragt ist, damit es farbiger und vielschichtiger wird.

### Woher ich komme? Jetzt bin ich hier!

Die 12-jährige Sara Filipa Fontes Monteiro spielt eine ehemalige Drogenabhängige, die heute Fussballerin ist. «Ich war immer sehr schüchtern und dachte, Theater spielen macht mich vielleicht mutiger. Als wir bei einer Übung verschiedene Gefühle improvisieren mussten, habe ich gemerkt, dass ich viel stärker bin, als ich dachte. Und ich kann mir den Theatertext sehr gut merken, viel besser als alles für Prüfungen in der Schule», lacht das zierliche Mädchen mit wachem Blick. Dann tritt Sara in der Rolle von Ludmilla mit einem Fussball unterm Arm auf die Bühne, erschreckt sich, als sie die Leiche auf dem Boden sieht, steht an den Bühnenrand und spricht schnell und eindringlich Portugiesisch. Geflucht wird in der Muttersprache.

«Wir haben vier Spielerinnen, die zu Hause noch eine andere Sprache sprechen. Das haben wir ins Stück eingebaut. Immer dann, wenn man am nächsten an den stärksten Gefühlen ist, wechselt man gerne in die Muttersprache», weiss Tina Ritter. Neben Deutsch wird in dieser Jugendgruppe Arabisch, Portugiesisch, Rumänisch und Romanisch gesprochen. Es stellt sich nie die Frage: Woher kommst du? Nein, viel eher gilt: Jetzt bin ich hier! Und das habe ich dabei, wie bauen wir es ins Stück ein.

Die 15-jährige Yara Hassan spielt die Olivia und lässt Sätze aus dem Arabischen in ihre Rolle einfließen: «Ich spiele seit der dritten Klasse beim Theater Muntanellas mit. Im ersten Jahr hatte ich immer wieder Angst, dass ich mich lächerlich mache vor mir selbst und den anderen. Aber das ist heute nicht mehr so. In diesem Stück spiele ich ein Gucci-Girl,

das niemand wirklich mag. Ich liebe die Rolle, weil ich die Tussi sein kann und in hohen Schuhen herumlaufen darf.» Mit ihren langen Fingernägeln scrollt sie dabei überzeugend über ihr iPhone.

### Vielfalt ist Potenzial

«Wir gehen überall hin und arbeiten mit Menschen, die Lust auf Theater haben. Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen – Menschen unterschiedlichster Herkunft oder mit psychischen und körperlichen Beeinträchtigungen. Das ist die Kultur der Theaterpädagogik», erklärt Tina Ritter. Aus der früheren Subkultur hat sich längst eine Amateurtheater-szene etabliert.

Während der Probe sieht man durch das Fenster den Beverin, den höchsten Berg in der Umgebung. Seit das Muntanellas gegründet wurde, ist die Psychiatrische Klinik Probe- und Aufführungsort des Theaters. Das ist auch für die Klinik und die Justizvollzugsanstalt Öffnung und Integration. In der Gärtnerei der Strafanstalt arbeiten Menschen aus dem offenen Vollzug, und für die legendäre Minigolfanlage kommen Familien aus der Gegend und essen anschliessend Glacé im Klinik-Café. Wer warum genau hier ist, weiss niemand so genau. Aber das ist auch nicht wichtig, weil jetzt ist man da.

→ [muntanellas.ch](http://muntanellas.ch)

### ITALIANO

#### SI BESTEMMIA NELLA LINGUA MADRE

Il teatro amatoriale Muntanellas fa parte della vita socio-culturale dei Grigioni da 40 anni e da 15 propone un corso settimanale di teatro per adolescenti. Le prove con gli adolescenti tra i 12 e i 16 anni sono dirette da Tina Ritter e Fabienne Grigoli. Al centro dell'attività viene posta l'improvvisazione per la formazione dei gruppi e il successivo sviluppo del pezzo. Il teatro quale forma d'arte è un luogo in cui ognuno può essere se stesso. Senza ansia da prestazione, senza essere giudicati. Al contrario, la diversità significa potenziale e i caratteri complessi degli attori e delle attrici vengono integrati nell'opera teatrale. Così anche quest'anno oltre al tedesco si parla arabo, portoghese, rumeno e romancio. Nelle scene particolarmente emotive gli adolescenti passano alla lingua madre. La cultura della pedagogia teatrale non fa altro che integrare la singolarità degli attori e delle attrici. Non si chiede «Da dove vieni?» Vale piuttosto il principio: «Adesso sono qui!» Gli adolescenti vanno oltre i propri limiti, sviluppano fiducia in se stessi e trovano il coraggio di recitare sul palco: è così che si sviluppa la personalità. Da quando è stato fondato il teatro Muntanellas, le prove e gli spettacoli teatrali si svolgono presso la Clinica psichiatrica Beverin. Per la clinica e il penitenziario che si trovano sullo stesso areale ciò significa un'apertura verso l'esterno. Le classi scolastiche della valle vengono a teatro, le famiglie passano il tempo libero sul campo da minigolf. Nessuno sa di preciso chi si trova qui e perché si ritrova proprio qui. Ma ciò non è neanche importante, perché adesso si è qui.

### RUMANTSCH

#### SDIAVLÀ E BLASTEMMÀ VEGNI EN LA LINGUA MATERNA

Il teater d'amateurs Muntanellas tutga dapi 40 onns tar la vita socioculturala en il Grischun e porscha dapi 15 onns mintga emna in curs da teater per giuvenils. Sut la direcziun da Tina Ritter e Fabienne Grigoli exerciteschan ils adolescents tranter 12 e 16 onns. En il center stat l'improvisaziun per furmar la gruppa e per alura sviluppar il toc. Il teater sco furma d'art è in spazi, nua che mintgina e mintgin po esser sco ch'ella ed el è. Senza squitsch da prestaziun, senza valitaziun. Cuntrari, la diversidad furma il potenzial ed ils characters multifars da las acturas e dals acturs vegnan integrads en il toc da teater. Uschia er quest onn, cun discurren ultra da tudestg er arab, portugais, rumen e rumantsch. En scenas fitg emozionalas midan ils giuvenils a lur lingua materna. La cultura da la pedagogia da teater na fa nagut auter che d'integrar la singularidad da las acturas e dals acturs. Dumandà na vegni betg: Danunder vegns ti? Plitgusch vala: Ussa sun jau qua! Ils giuvenils surmuntan agens cunfins, sviluppan confidenza en sasezs, rimnan curaschi e gughegian da star sin tribuna – quai è svilup da la personalidad. Dapi ch'il teater Muntanellas è vegni fundà, è la Clinica psichiatrica Beverin il lieu d'emprova e da preschentaziun. Per la clinica e per la praschun sin l'areal munta quai in'avertura vers anora. Classas da scola da la val vegnan a teater, famiglias visitan il stabiliment da minigolf. Tgi ch'è atgnamain qua per tge motiv, na sa nagin exact. Ma quai n'è er betg impurtant, damai uss èn ins qua.

# Mit der Motorsäge zum Vertrauen

*Es gibt viele Gründe, weshalb es auf dem Weg der beruflichen Integration von Menschen mit Flüchtlingshintergrund plötzlich Klick macht. Vier Arbeitgebende und Arbeitnehmende erzählen von ihren ganz persönlichen Schlüsselmomenten.*

TEXT:  
PHILIPP  
GRÜNENFELDER

**R**ichtig grosse Augen machten sie!», berichtet Doris Aebli auf einem Rundgang durch ihre Hotelgartenanlage. Seit fünf Jahren ist sie Besitzerin und Managerin des Hotels Scesaplana in Seewis. Zum Team von rund 30 Mitarbeitenden gehören auch junge Männer mit Flüchtlingshintergrund. Ins Staunen kamen diese, als die Chefin im Frühling die Motorsäge schwang und im Grünen selbst Hand anlegte. «Ein solches Bild waren sie sich nicht gewohnt», sagt Aebli lachend. Doch in Momenten wie diesen passiere meist etwas Entscheidendes: «Sie fassen Vertrauen, es fällt eine Barriere. Sie sehen, dass ich mir die Hände genauso schmutzig mache wie sie selbst.» Sich auf Augenhöhe zu begegnen, sei letztlich mitentscheidend, damit die berufliche Integration gelinge, weiss sie nach ein paar Jahren Erfahrung.

## Die Wichtigkeit des Alltäglichen

«Die Offenheit braucht es vor allem, um kulturelle Missverständnisse als solche zu erkennen und aus dem Weg zu räumen. Dieser Aufwand ist schon etwas grösser und fordert mehr Auseinandersetzung als bei anderen Anstellungsverhältnissen», gibt die 45-Jährige zu bedenken. Ihr sei nicht immer bewusst gewesen, wie selbstverständlich unsere Gesellschaft alltägliche Dinge voraussetze, die andernorts unbedeutend sind. «Auch bescherten mir meine Töchter so manchen Schlüsselmoment, indem sie mich mit ihrem polyglotten Verständnis immer mal wieder auf die globalen Realitäten hinwiesen. Dass Menschen mit einer Fluchterfahrung beispielsweise sehr belastende Geschichten mit sich herumtragen können», gibt sie ihre anfänglichen blinden Flecken unumwunden zu. Tatsächlich habe sie kürzlich von einem ihrer Mitarbeitenden erfahren, dass er von den Fluchterlebnissen traumatisiert sei. «Das erklärte plötzlich vieles

in seinem teilweise launischen Verhalten, und wir können uns nun darauf einstellen. Hätten wir eine Misstrauenskultur, wäre das vielleicht nie zur Sprache gekommen und sein Weg gescheitert, ohne dass wir die wirklichen Gründe dafür je gekannt hätten», meint sie und windet auch dem Jobcoach der Fachstelle Integration des Kantons ein Kränzchen. Er und seine Kolleginnen und Kollegen vermitteln nicht nur die geeigneten Kandidatinnen und Kandidaten für Schnupperwochen, Praktika, Temporär- oder Festanstellungen (vgl. Kasten). Sie begleiten die Unternehmen und sämtliche Beteiligten auch auf dem Weg. «Ein Gewinn ist das Engagement für uns auf jeden Fall», sagt Aebli, denn neben engagierten Mitarbeitenden käme dadurch viel frischer Wind in die Belegschaft. Es sei einmalig, was sie von den Erfahrungen der Menschen alles lernen könne und Einblicke in bisher unbekannte Welten erhalte. «Und», hebt sie die Stimme noch einmal an, «man kann doch nicht die ganze Zeit darüber lamentieren, dass Flüchtlinge nur faul rumhängen, ihnen aber selbst keine Chance bieten.»

## Die Gewissheit als Motivator

Lange auf seine Chance warten musste der 39-jährige Wondimagegn Tesfaye Negeya. Bereits 2012 kam er aus Äthiopien in die Schweiz, sass wegen negativer Asylentscheide und des langen Verfahrens aber mehrere Jahre zwischen Stuhl und Bank. «Die Zeit war der Horror für mich», sagt er rückblickend. «Ich wollte mich integrieren, arbeiten, eine Perspektive erhalten. Stattdessen war ich im Ausreisezentrum in Valzeina blockiert. Ich lebte dort auf engem Raum mit teils sehr schwierigen Charakteren. Das raubt einem die Kraft und die Zuversicht.» Der Schlüsselmoment sei für ihn deshalb 2019 mit dem positiven Asylentscheid gekommen. «Endlich», dachte er sich, «jetzt bin ich wieder ein Mensch!»

Die Freude verdreifachte sich quasi mit der fast gleichzeitigen Heirat und der Geburt seiner Tochter. Alles zusammen wirkte wie ein Katalysator, denn danach ging es überdurchschnittlich schnell. Dank seiner grossen Motivation, den inzwischen erworbenen Deutschkenntnissen und auch mit Unterstützung der Jobcoaches absolviert er gegenwärtig einen 100-tägigen Logistikkurs mit integriertem Praktikum bei einem grossen Cash-and-Carry-Unternehmen. «Ich bin überglücklich, denn es ist eine spannende und wichtige Aufgabe. Nun kann ich, wie alle in meinem Wohnort Igis, morgens aus dem Haus und einer Arbeit nachgehen – ich gehöre dazu.» Tesfaye Negeya lacht ein breites Grinsen und beendet damit das Gespräch. Die Pause ist vorbei, er will pünktlich sein.

### Den Erwartungsschock provozieren

Der Unternehmer Bekim Murturi weiss, was es heisst, sich über die Arbeit in eine Gesellschaft hineinzukämpfen. Im Zuge der Kriege auf dem Balkan kam er 1991 selbst als Flüchtling in die Schweiz. Hochgearbeitet hat er sich. Vom Handlanger bis zum Inhaber eines eigenen Malereibetriebs, den er in Landquart vor fünf Jahren gegründet hat. «Jede und jeder hat eine Chance verdient», sagt er und korrigiert gleichzeitig bei einem Schnupperlehrling die Pinselführung. «Der Junge ist sehr talentiert und will unbedingt Maler werden», kommt er in das Gespräch zurück. Murturi arbeitet aus Überzeugung mit der Fachstelle zusammen. «Alle, die arbeiten können, gehören auf den Arbeitsmarkt», findet er. Erst recht in Zeiten, in denen es auch bei handwerklichen Dienstleistern immer schwieriger werde, gute Fachkräfte zu finden. Sieben Mitarbeitende beschäftigt er mittlerweile, wobei, wie in der Branche immer häufiger, die Mehrheit Frauen sind. Ab nächstem Jahr bietet der Betrieb zudem erstmals eine Lehrstelle an. Wie Doris Aebli betont auch der 49-Jährige, dass sein Team sehr familiär funktioniert und das Vertrauen in die individuellen Stärken und Charaktereigenschaften zentral sei. Aber wie in jeder guten Familie müsse auch bei den Murturis manchmal jemand auf den Tisch hauen. «Es ist nicht allen von Anfang an klar, wie unsere Arbeitswelt funktioniert, dass etwa Fleiss und vor allem die hohen Qualitätsansprüche wichtig sind», holt er aus, um auf ein Schlüsselmoment der weniger sanften Art zu sprechen zu kommen. «Ein Mitarbeiter aus Eritrea schien seine Aufgaben lange nicht sehr ernst zu nehmen. Bis ich ihm deutlich aufzeigte, was die Konsequenzen sein werden. Dass der Job und der Lohn direkt von der Leistung abhängen, dass Erfolg von Lernen kommt, dass ich das Arbeitsverhältnis auflöse, wenn kein Effort zu beobachten ist.» Und Zack, sei der junge Mann wie ein umgekehrter Handschuh gewesen. «Da wurde es mir richtig warm ums Herz. Er brauchte dieses unmissverständliche, aber gut gemeinte Feedback, um in die Gänge zu kommen. Er hat sich danach prächtig entwickelt», freut sich Murturi.

### Die Ziele an die Frau bringen

So einen Weckruf brauchte die 23-jährige Safaa Al Battha nicht. «Ich kann es nicht verstehen, wenn jemand nicht von sich aus vorwärtskommen und dazulernen will», sagt die

Irakerin. Sie weiss, was es heisst, Verantwortung zu übernehmen. Vor fünf Jahren ist sie mit ihrem Mann und den beiden Kindern in die Schweiz gekommen. Heute lebt die Familie in Landquart, unweit von Al Batthas Ausbildungsplatz in Zizers. Seit diesem Sommer absolviert sie in einem Pflegeheim die 3-jährige Lehre zur Fachfrau Gesundheit und hat damit beste Aussichten, langfristig in den Arbeitsmarkt zu gelangen. «Bei mir war es kein einzelnes Erlebnis, es war eine Person, eine Schlüsselperson», antwortet sie auf die Frage, ob es auf dem Weg in die Ausbildung einen entscheidenden Moment gegeben habe. «Tanja lernte ich bereits im Asylzentrum kennen. Sie arbeitete dort als Freiwillige und wurde mir schnell zur Freundin», sagt sie und korrigiert sich gleich: «Eher zu einer Art Mutter, schliesslich ist sie schon über 50», lacht die junge Frau. Tanja habe ihr viel geholfen. Bei Erziehungsfragen genauso wie bei alltäglichen Dingen und schliesslich bei der beruflichen Weiterentwicklung. «Ich war zum Schnuppern in einem Betrieb, wo ich viel Ablehnung spürte wegen meiner Herkunft», schaut sie zurück. Über das private Netzwerk ihrer Freundin habe sie danach von einem anderen Schnupperplatz erfahren. Der Einsatz gestaltete sich erfolgreich und durch die Begleitung der Jobcoaches kam es dort über den Zwischenschritt Praktikum sogar zum Lehrvertrag. «Ich kenne meine Wünsche und Ziele sehr gut und spreche bewusst mit anderen Menschen darüber. Diese Kontakte und gegenseitige Offenheit helfen bei der Integration», meint sie. Es braucht ja nicht immer gleich eine Motorsäge, um das Eis zu brechen.

→ [malermurturi.ch](http://malermurturi.ch)

→ [scesaplana.ch](http://scesaplana.ch)

### GEMEINSAM MIT ARBEITGEBENDEN

Die Integration von anerkannten Flüchtlingen und vorläufig aufgenommenen Personen in die Arbeitswelt ist Voraussetzung für eine selbstständige Lebensführung. Stellensuchende zeigen deshalb erfahrungsgemäss viel Wille und Engagement. Die Fachstelle Integration des Kantons Graubünden unterstützt sie mit einer beruflichen Integrationsförderung. Dafür arbeitet sie mit Jobcoaches. Für das Gelingen braucht es Arbeitgebende, die Einstiegschancen in Form von Schnupperwochen, Praktika, Temporär- oder Festanstellungen bieten. Für interessierte Arbeitgebende, die bereit sind, das berufliche Potenzial eines Menschen aus einem anderen Kulturkreis zu fördern, stehen wir mit weiteren Informationen gerne zur Verfügung.

→ Tel. 081 257 36 84

→ [jobcoaching@integration.gr.ch](mailto:jobcoaching@integration.gr.ch)

→ [integration.gr.ch](http://integration.gr.ch) (Suchbegriff «Berufliche Integration»)



## Voller Elan aus der Durststrecke

*Die Kindergärtnerin Faiza Sabta kann ihren Beruf in der Schweiz nicht ausüben. Befriedigung findet sie trotzdem in der Arbeit mit dem Nachwuchs – und so manchem Orientierungssuchenden.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER  
FOTO: NICOLA PITARO

Das war ein ziemlicher Kampf», blickt Faiza Sabta auf ihre ersten Jahre in der Schweiz zurück. Selbst 16 Jahre später wirkt die ausgebildete Kindergärtnerin noch betrübt, wenn sie davon spricht. Als könne sie damit die Vergangenheit abstreifen, streicht sie immer wieder sorgfältig über den schönen Stoff ihres Kleides. Einsam sei sie gewesen als arabischsprachende Frau in Domat/Ems, unverständlich und hürdenreich das Neue. Ihrem geliebten Beruf konnte sie nicht nachgehen, denn die Diplome wurden nicht anerkannt, die Sprachkenntnisse fehlten. Man muss zuerst einmal damit klarkommen, wieder ganz unten anzufangen. Doch die Stimmung hellt sich schlagartig auf, wenn sie von denjenigen Menschen spricht, die sie nach und nach unterstützt haben. Materiell und vor allem moralisch. Und erst recht, wenn sie einen Einblick in ihr heutiges Leben gewährt. Eines voller Herzblut für Menschen, die sich jetzt neu in der Schweiz zurechtfinden müssen. Die 45-Jährige strahlt, wenn sie vom Wert der Freundschaft spricht. Mittlerweile pflege sie viele davon, «auch zu Schweizerinnen und Schweizern», betont sie schmunzelnd und unterstreicht ebenso bestimmt, dass sie im Gegensatz zu anderen nie direkt Diskriminierung erfahren habe. Es ist ihr wichtig, Gräben zu überwinden, Verständnis zu schaffen. Für das Zusammenleben, aber auch für die eigene Sprache, die Kultur, die Religion.

«Wir mussten aus Tunesien fliehen, weil meinem Mann als Oppositionspolitiker eine Gefängnisstrafe drohte», holt sie aus, um auf ihre Lehrtätigkeit in den Kursen für Heimatliche Sprache und Kultur (siehe Kasten) zu sprechen zu kommen. Mitgenommen hat die Mutter von vier Teenagern nicht nur das Arabisch, das Französisch oder ihren Halbgeliebten Glauben, sondern auch ihr didaktisches Fachwissen. Das braucht sie, wenn sie im Churer Lachen-Schulhaus dreimal wöchentlich Schülerinnen und Schüler an die arabische Sprache und Kultur heranzuführt. «Obwohl der Unterricht freiwillig ist, braucht es doch einiges an Motivationsgeschick, die Jungen und Mädchen an ihren freien Mittwochnachmittagen oder Samstagen bei Laune zu halten», sagt sie. Eine zeit-

gemässe, spielerische und lebendige Wissensvermittlung sei die Basis dafür – «und ab und zu eine kleine Süßigkeit zur Belohnung», lacht sie.

Um Motivation geht es Faiza Sabta auch im Verein Wafaa. Und um Loyalität, wie sein arabischer Name verrät. Gegründet hat sie die Gruppe vergangenes Jahr mit zwei Freundinnen. «Wir wollten anderen Frauen aus unterschiedlichsten Ländern und mit allen möglichen Religionen eine lockere Atmosphäre bieten, in der sie ihr Zögern und ihre Ahnungslosigkeit ablegen können», erklärt sie. Einen Ort also, wie sie ihn damals selbst vermisst hat. Das Bedürfnis sei gross, und auf so manche «dumme» Frage über ganz alltägliche Integrationsherausforderungen würden meist schöne Aha-Erlebnisse folgen. Auch die deutsche Sprache sei Thema. «Einige ältere Frauen trauen sich keine Kurse mehr zu und können hier ungehemmt erste Erfahrungen sammeln. Sie stossen auf Gesprächspartnerinnen, die zwar sehr gut Deutsch sprechen, aber keinerlei Druck auf sie ausüben», nennt sie ein Beispiel. Sie könnte noch viele weitere erzählen. Aus diesem Engagement oder aus einem ihrer vielen anderen. Sei es als Familienbegleiterin im regionalen Sozialdienst oder als Beraterin bei ChurPlus, einem Angebot für Personen mit einem Handicap, für Sozialhilfeempfänger und für Stellensuchende. Doch die Unterrichtsvorbereitungen laufen, und der Fotograf muss noch ein Foto machen. Also lächelt sie, streift das Kleid zurecht und macht die Durststrecke tatsächlich fast vergessen.

### HEIMATLICHE SPRACHE UND KULTUR

In den freiwilligen HSK-Kursen erwerben Schülerinnen und Schüler gute Fähigkeiten in ihrer Herkunftssprache und erweitern ihre Kenntnisse über die Kultur ihres Herkunftslandes. Gute Kenntnisse der Herkunftssprache sind u. a. für das Erlernen einer unserer Landessprachen, für den Aufbau der eigenen Identität und für den Kontakt mit Verwandten von zentraler Bedeutung. Angeboten und verantwortet werden die Kurse von den jeweiligen Konsulaten, Botschaften oder Elternvereinen. Ihr Besuch wird vom Erziehungs-, Kultur- und Umweltschutzdepartement empfohlen.

→ [avs.gr.ch](http://avs.gr.ch) (Suchbegriff «HSK»)



Einer der ersten Schweizer Pässe aus dem Jahr 1915.



FOTO: © CREATIVE COMMONS

## Wenn Viren reisen

*Er sagt praktisch nichts über die Persönlichkeit der Besitzerin oder des Besitzers aus. Doch der Reisepass entscheidet, wem welche Türen offenstehen – erst recht in verunsicherten Zeiten.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Allzu gerne hätte man die letzten Monate den Reisepass gezückt und damit Tür und Tor in andere Welten geöffnet. Gegen die Reisebeschränkungen durch COVID-19 war das Dokument allerdings auch dort machtlos, wo sonst der freie Personenverkehr fliesst. Dabei haben Reisepapiere als Freipass mehr mit der aktuellen Gesundheitslage zu tun, als gemeinhin bekannt ist. Gefährliche Viren waren der Grund für seine Geburt. Die Stadt Venedig führte 1374 sogenannte Pest-Briefe ein, mit denen ihre Besitzerinnen und Besitzer erkenntlich machen mussten, ob sie aus einem von der tödlichen Infektionskrankheit betroffenen Region kamen. Das Papier entschied darüber, ob Reisende in eine 30-tägige Absonderung

mussten oder direkt durch die Stadttore einreisen durften. Aus den 30 Tagen wurden später 40: Der Begriff Quarantäne (von ital. «quaranta giorni») war geboren.

### Vom Privileg zur Pflicht

Die COVID-19-Quarantäne dauert kürzer. Dafür wurden die Einträge in den Identitätspapieren über die Jahrhunderte länger. Auch entwickelten sie sich von einem Privileg für ein paar Reiche zu einem Pflichtdokument für alle. Anlass für Ungleichheiten bietet der Pass aber nach wie vor. Während Menschen in Afghanistan nur in 26 Länder problemlos einreisen dürfen, stehen Besitzerinnen und Besitzern des Schweizer Passes 185 Länder ohne Visumpflicht zur Auswahl. Nur wenigen ist mehr vergönnt: Den ersten Platz besetzt Japan mit 191 Ländern. Dass der Reisepass überhaupt an staatliche Territorien gebunden ist, ist relativ neu. Vom 17. bis weit ins 19. Jahrhundert hinein stellte das Ziel und nicht das Herkunftsland die Papiere aus. Erst der zunehmende Nationalismus und schliesslich der Erste Weltkrieg führten dazu, dass 1914 Pass und Staatsbürgerschaft endgültig fest miteinander verkoppelt wurden. Von 1915 stammt denn auch der erste Schweizer Pass.

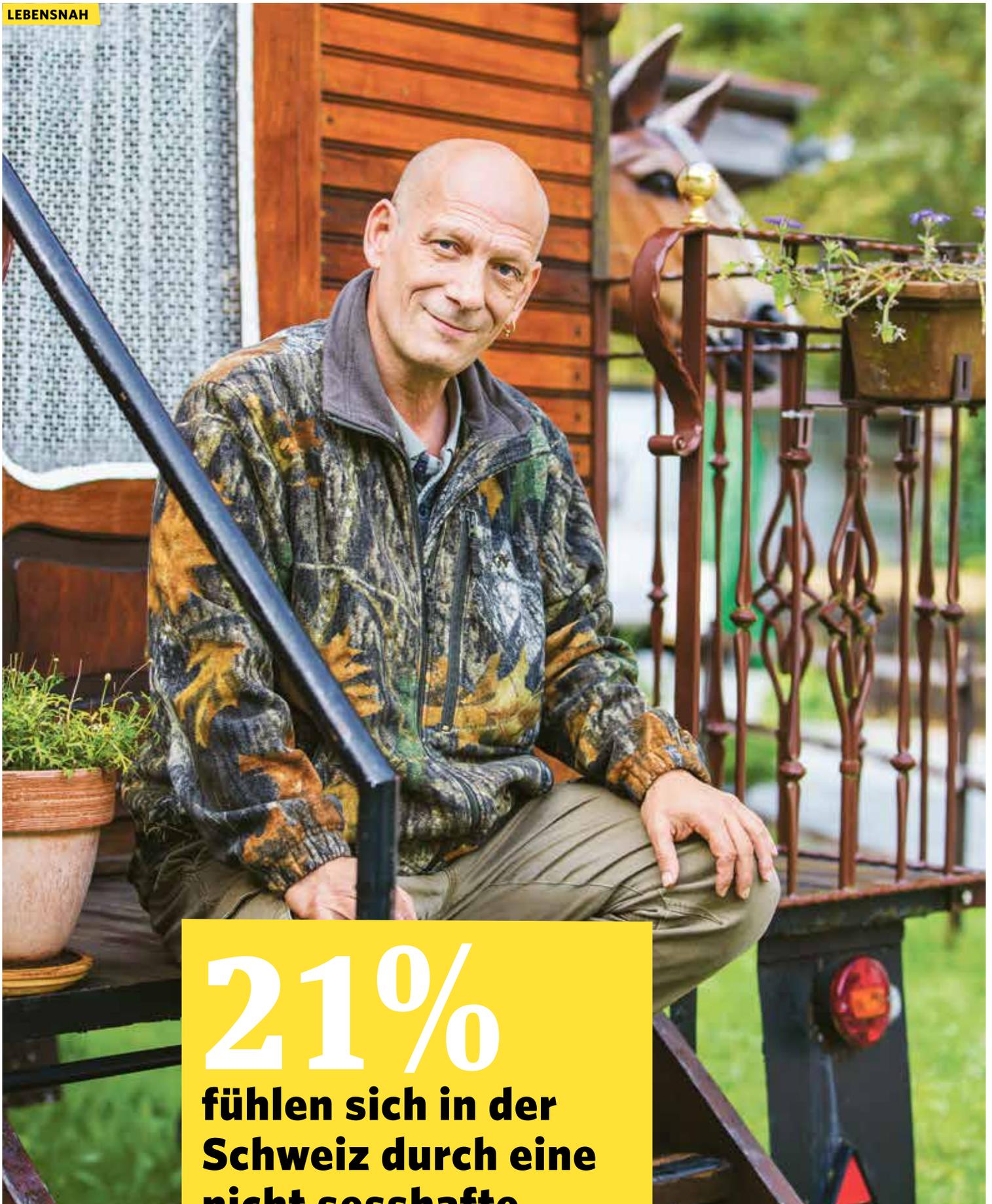
## Rundlauf

Hochverehrte Väter! Ja, Pico della Mirandola – nein, nicht der Haarige vom dritten Stock, der alte Philosoph – beginnt seine Rede zur Würde des Menschen wahrlich erhebend. Was danach folgt, ist die eigentümliche Verquickung europäischer Urmythen zu einer Schöpfungsgeschichte, die zum Fundament unseres Menschenbildes wurde. Ein Zeugnis humanistischer Denkkunst eines kultur-offenen, vielfältigen Europas. Helvetische Normalos meiden im eigenen Ländchen 534 Jahre später vorsorglich bedacht die Fremde(n) und sonnen sich seelenruhig inmitten der Bündner Wirren 2.0 (Baukartell & Justizkrimi) am Lido Lenzerheide. Da oben habe ich früher im Sommerlager tagelang Pingpong gespielt: Viele Goofen in beengtem Raum rasten um den maroden Tisch. Wer ohne Pünktli-socken spielte, flog meist mit den unproportional grossen Schaufelzähnen voran in den Türpfosten; Kerben im Gehölz zeugen davon. Ich habe die Rundlaufaufgabe längst vergessen – bis vor Kurzem eines gäcken Traumes wegen: Da kümmern sich im fernen Fantasien fleissige Sozialtechnokraten, aufrecht hinter trendigen Universalmöbeln sitzend, liebevoll um fremde Jugendliche. Und andere Gestrandete. Das ist aufwändig, bemüht. Bis irgendwer das amtliche Pingpong entdeckt: Haben exempli gratia junge Nichtfantasier einen an der Waffel, schickt man sie von einem Ämtchen zum anderen Ämtchen. Weil aber in Fantasien keines der Ämtchen geeignete Schubladen für die Mannen auf der Türschwelle findet, werden sie meist wieder zurück zum Ausgangsämtdchen geschickt – et voilà: Rundlauf. Der unfertige Mensch, welch lästiges Ding! Leider darf Pico in der Traumrunde nicht mitspielen. Dürfte er, liefe abseits ökonomisierter Denke der Professionellen eine fleischgewordene Bildungsidee um den Tisch, die dem langweiligen Hin- und Her etwas Drall verleihe; Bewegung, die Unfertigen zu formen – bestenfalls in Pünktlisocken!

→ Pico della Mirandola war ein italienischer Philosoph der Renaissance. Er beschäftigte sich vor allem mit der Würde des Menschen und seiner Stellung in der Welt.



CARTE BLANCHE FÜR CHRISTIAN STALDER (\*1980), SCHULLEITER, DOZENT UND KOLUMNIST  
FOTO: ZVG



**21%**

**fühlen sich in der Schweiz durch eine nicht sesshafte Lebensweise gestört.**

## Nächster Halt Rania *Wie Daniel Huber wohnen auf einem Campingplatz bei Zillis jensische Familien jahrein, jahraus zusammen. Immer wieder empfängt er aber auch Radgenossinnen und Radgenossen, die nicht sesshaft leben.*

TEXT: PHILIPP  
GRÜNENFELDER  
FOTO:  
DONATA ETTLIN

**D**ie Kälte und die Feuchtigkeit sitzen ihm noch in den Knochen. Die Hochjagd ist gerade vorbei, und das bedeutete auch für Daniel Huber langes Ausharren in den frühen Herbstmorgen. Sich in Geduld zu üben, kennt der 54-Jährige aus seiner Funktion als Präsident der Radgenossenschaft der Landstrasse. Die Dachorganisation vertritt seit 1975 die Interessen der rund 35 000 Jenischen und Sinti hierzulande, pflegt ihre Kultur und Sprache – und kämpft nach wie vor gegen Anfeindungen. Dabei gehört die vom Bund anerkannte Minderheit so selbstverständlich zur Schweiz wie die Bergwälder, die Huber soeben noch durchstreift hat. «Die Jagd ist eine grosse Passion vieler Jenischer», erklärt er und schiebt augenblicklich hinterher, dass sie nicht aus Spass töten würden. «Viel eher entspringt das Wildessen unserem althergebrachten Unabhängigkeitsbedürfnis und Selbstversorgungsgedanken.»

Ausgangspunkt für die herbstliche Pirsch ist der Campingplatz Rania bei Zillis. Seit vier Jahren führt ihn die Radgenossenschaft, und Huber selbst hat die Leitung übernommen. Hier fühlt er sich wohl: zwischen Viamala und Hinterrhein, neben Jenischen und anderen Einheimischen «jeglicher Herkunft und Nationalität», wie er betont. Gartenzwerge, liebevoll gepflegte Blumentröge und gar das eine oder andere Gartenhägli um die Pavillons zeugen eher von Dauerhaftigkeit als von Durchreise. «Die meisten Jenischen sind heute sesshaft inmitten der Mehrheitsgesellschaft. Nur etwa zehn Prozent leben nomadisch. Sie sind es aber, die so sehr für unser kulturelles Selbstverständnis stehen.» Wie die Handvoll Männer und Frauen, die sich mit ihren Wohnwagen für die drei Jagdwochen zu den Dauermieterinnen und -mietern hinzugesellt haben. Oder wie seine beiden Söhne und deren Familien. Sie alle hätten mit dem Mangel an Durchgangsplätzen zu kämpfen, sagt er mit enttäuschter Stimme. Zwar besteht seit bald 20 Jahren ein Recht auf angemessene Haltemöglichkeiten, «doch wenn es um die konkrete Umsetzung in den Gemeinden geht, scheitert es immer wieder an teils jahrhundertealten Ressentiments». Der lange Kampf für eine ehrliche Anerkennung ist zermürend. Genauso aber das Bemühen um die Aufarbeitung der erduldeten Leiden aufgrund der administrativen Versorgungen. Um nationale Gewerbepatente, die das Arbeiten über die Kantonsgrenzen hinweg erst ermöglichten. Um flexible Lösungen für schulpflichtige Kinder wie seine Enkel. Dabei würde das Zusammenleben in Rania doch zeigen, wie bereichernd der Austausch ist. «Wir haben uns damit nicht nur den Wunsch nach einem eigenen Stand- und Durchgangsplatz erfüllen können, sondern auch einen Ort der Begegnung geschaffen», sagt der gesellige Platzchef. Nach einem Rundgang wärmt er sich im heimeligen Campingbistro an einer heissen Tasse Kaffee die Hände. «Bei einem Schwatz hier drin merken die Campinggäste oder Durchreisenden schnell, dass wir Menschen sind wie sie – zumindest fast», meint er mit einem Augenzwinkern und mit ebenso viel ernst gemeintem Stolz. Etwas flexibler als der Durchschnitt seien sie wohl schon. Nur schon was das Berufsleben betreffe. «Wir passen uns immer wieder an und füllen lokale Marktlücken. Früher als «Chacheliflicker» oder «Störmetzger», heute auch mal als Grafiker oder IT-Dienstleister.» Selbst habe er auch schon Scheren geschliffen und mit Antiquitäten gehandelt. Von dieser Vielfältigkeit und dem reichen Kulturerbe überzeugen und in den Bann ziehen lassen, können sich Interessierte jeden Juni auch am Rania-Sommermarkt. Mit Verkaufs- und Infoständen, Örgelimusik, kulinarischen Genüssen, einer jensischen Stubete «und natürlich etwas Improvisation», freut sich Huber auf 2021. Der Besuch sei nicht nur dann wärmstens empfohlen. Das Postauto hält direkt vor dem Eingang. ●

**«Bei einem Schwatz hier drin merken die Campinggäste oder Durchreisenden schnell, dass wir Menschen sind wie sie – zumindest fast.»**



## Ein norwegischer Exot *Der Ski wanderte vor rund 130 Jahren in die Schweiz ein. Sein langer Weg führte ihn von Russland über Skandinavien bis in die Alpen.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER  
ILLUSTRATION: LORENA PATERLINI

**E**in abenteuerlustiger Norweger und ein experimentierfreudiger Glarner stehen in den 1890er-Jahren Pate für die erfolgreiche Integration der zwei Latten in der Schweiz. Genauer betrachtet, beginnt der Migrationsweg des Skis allerdings bereits rund 10 000 Jahre früher im Nordwesten Russlands. Dortige Funde sollen belegen, dass sich Menschen schon lange vor unserer Zeitrechnung auf dem Schnee fortbewegt haben.

Doch zurück nach Glarus. 1891 liest der junge Kaufmann Christoph Iselin ein Buch des Polarforschers Fridtjof Nansen. Der Norweger beschreibt darin, wie er wenige Jahre zuvor Grönland auf Skiern durchquerte. Sichtlich beeindruckt von den Schilderungen, beginnt der 22-jährige Iselin selbst mit Brettern auf Schnee zu experimentieren – aus Angst vor Hämie allerdings nur im Schutze der Nacht. Die Scham ist unbegründet. 1903 kann er mit vielen Gleichgesinnten den Schweizerischen Skiverband gründen, und auch in der Folge lassen sich immer mehr Menschen für den neuen Sport begeistern – befeuert durch den aufkommenden Alpentourismus oder die Erfindung des bequemen Skilifts. Selbst das gemeinskanandinavische Wort «ski» (für Scheit vom Altnordischen «skíð») scheint den Schweizerinnen und Schweizern zu gefallen – anders als der ewigen Skikonkurrenz aus Österreich. Dort wird es gemeinhin als Schi geschrieben. ●

→ In dieser Rubrik stellt die MIX Alltägliches mit Migrationshintergrund vor, das wir längst eingebürgert und ins Herz geschlossen haben.

## Impressum

**NOVEMBER 2020**

MIX Magazin für Vielfalt Graubünden erscheint einmal jährlich und kann kostenlos abonniert werden: [info@integration.gr.ch](mailto:info@integration.gr.ch)

**HERAUSGEBER**

Amt für Migration und Zivilrecht  
Graubünden, Fachstelle Integration  
Tel. 081 257 26 02, [integration.gr.ch](http://integration.gr.ch)



**REDAKTION**

Büro für Kommunikation,  
Philipp Grünenfelder  
Tel. 061 322 18 08

**GESTALTUNG**

Sibylle Ryser und Andrea Gruber  
[www.sibylleryser.ch](http://www.sibylleryser.ch)  
[www.grubergestaltung.ch](http://www.grubergestaltung.ch)  
Titelbild: © iStock

**DRUCK**

Mittelland Zeitungsdruck AG  
Auflage: 19 500 Exemplare